

Das weiße Zimmer

Roman von Fernand Dume.

(10. Fortsetzung)

„Ich kimmere mich nicht um solche Geschichten, mein Freund. Worum gehen Sie nicht zur Polizei?“

„Die Polizei!“ Tracy machte eine abwehrende Bewegung. „Na, wissen Sie! Drei Wochen sind seit der Ermordung dieser armen, jungen Frau verstrichen und die Polizei ist heute noch nicht klüger als am Tage des Mordes.“

„Wir sprachen schon früher darüber“, erwiderte Bocoros, während sie sich dem Sommerhäuschen näherten. „Und ich sagte Ihnen damals schon, daß ich kein Interesse für diese Sache habe. Mein ganzes Interesse gehört meinen Büchern. Ich bin Philologe, mein Freund, aber kein Geheimpolizist.“

„Ich glaube, Sie mit Ihrer Intelligenz würden viel erreichen, wenn Sie Geheimpolizist wären!“

„Sie schmeicheln!“ Bocoros zog seinen Arm zurück und schloß die Tür auf. „Wollen Sie mit hereinkommen?“

„Wenn Sie gestatten“, erwiderte Tracy.

Bocoros saßte leise, was ein geistvoller Mensch als Zeichen betrachtet hätte, daß seine Gegenwart nicht sehr erwünscht war. Tracy ignorierte den Seufzer. Er betrat das reich mit Büchern, sonst aber ziemlich dürftig ausgestattete Zimmer und ließ sich in den einzigen Armstuhl setzen. Dann zog er sein Zigarettenetui heraus und bot es Bocoros.

„Ich rauche lieber Pfeife“, sagte dieser und füllte sich eine lange Pfeife mit Tabak. Dann setzte er sich mit dem Rücken gegen das Fenster.

Tracy ergriff die Zeitung, die der Griechische auf den Tisch gelegt wurde auf eine bestimmte Stelle und sagte: „Da lesen Sie mal! Derrid hat eine wichtige Entdeckung gemacht.“

Bocoros zog behaglich an seiner langen Pfeife und verlegte: „Erzählen Sie es mir lieber. Ich kann doch nicht lesen, während Sie sprechen, und Sie können doch nicht fünf Minuten lang schweigen!“

„Da haben Sie recht!“ antwortete Tracy trocken. „Ich habe eine bewegliche Zunge und bin neugierig. Also Derrid hat den Namen der Ermordeten entdeckt.“

„Wie interessant!“ sagte Bocoros in so offiziemer Tone, als sei ihm das Gehörte äußerst gleichgültig. „Wie bekommt er das denn heraus?“

„Jedenfalls jemand aus Hampstead hat Derrid einen Brief geschrieben und ihm mitgeteilt, in der Blumenstraße zu Hampstead lebe eine Frau, in deren Wohnung sich ein weißes Zimmer befände, welches der Beschreibung nach dem in der Villa König ähnlich sei.“

„Blumenstraße!“ wiederholte Bocoros. „Ich kenne eine Dame, die dort wohnt. Wie heißt diese Frau?“

„Der Inspektor“, fuhr Tracy fort, ohne diese Frage zu beantworten, „trat sich mit dem Wirt des Hauses und sah sich das weiße Zimmer an. Wie er erwartet, fand er dasselbe dem in der Villa König täuschlich ganz ähnlich, nur mit dem Unterschied, daß in der Blumenstraße alles viel einfacher war, auf dem Kaminbrett stand ein Bild, welches die Ermordete darstellte.“

„Die Einzelheiten können Sie mir nachher erzählen“, warf Bocoros ein. „Vor allem möchte ich den Namen der Dame wissen.“

„Sie heißt Brand, Herr Professor.“

Bocoros erhob sich von seinem Stuhl. „Ich will diese Frau zur Erde folgen und ich will die Hände zusammenbrauen!“

„Ja, woher wissen Sie denn Ihren Vornamen?“

„Sie ist meine Cousine“, antwortete der Professor und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Tracy starrte betroffen auf den Griechen und biß tiefe durch die Zähne. Er hatte keine Ahnung gehabt, daß diese Worte eine solche Wirkung hervorruhren würden. „So wissen Sie wohl auch, wer die arme Frau ermordete?“ fragte er.

Bocoros stellte sich dicht vor Tracy. „Herr“, rief er wütend, „was sagen Sie das? Wie kann ich wissen, wer sie tötete?“

„Aun, Sie sind ihre Cousine — und Derrid meint, der Grund zu dem Mord werde wohl in der Vergangenheit der Frau zu finden sein.“

„Ich weiß nur wenig aus dem Leben meiner Cousine“, sagte Bocoros, erregt im Zimmer auf und ab schreitend. „Und was ich weiß, werde ich der Polizei mitteilen.“

„Möchten Sie es nicht auch mit sagen?“ fragte Tracy hin.

Der Professor blied ihm mißtrauisch an. „Ich weiß nicht, ob es geraten ist, Sie in mein Vertrauen zu ziehen.“

„Nanu, was ist denn dabei groß von Vertrauen die Rede? Sie erzählten der Polizei, was Sie wissen, und durch die Polizei kommt es

Die Zeitung im Weltkrieg.

Von H. H. Kuz.

Was ein Volk ist, was es denkt, fühlt und tut, das tritt uns in seiner Zeitung entgegen. Die Zeitung ist der Spiegel des Volkes.

Wie ein dunkles Drüsen- und Wurren ging es vor dem Krieg durch die Zeitungen aller Länder. Der jährliche Ausbruch des Brandes wurde dennoch viele übersehen. Als aber die ersten Schüsse fielen, wurde aus Wurren zu einem lauten schreienden Wutgedrei.

Der Wutruf war entflammend. Wie ein roter Faden ging er durch die Zeitungen. Eine Frau von Schwaben redete auf den Feind nieder. Er wurde dreimalig und lächerlich gemacht. Er wurde um und um gewendet und kein gutes Schalen wurde an ihm gefunden. Die Feindlichen Wörter wurden überhört, ihre Behauptungen bekämpft und überlistet, auf die größte Art und Weise.

Von dem Kriege war das alles strenge bestrafte worden — auch der Ausdruck war verboten. Eine jede Zeitung hatte sich mit solchen Schwabenreden selbst geschnitten. Ploglich aber wurden alle großen Männer, sofern sie nur dem andern Lager angehörten, vogelfrei und schußlos gemacht. Man durfte mit einem Feind als die Welt zitterte, als man in atomisierender Spannung auf den Kampf wartete, da waren es zum größten Teil nur Zerwürfen, die man in den Zeitungen fand. In Kniefenstöße übergrößen wurden die eigenen Erfolge, zuweilen übertrieben, die des Feindes. Die eigenen Verluste wurden klein gehalten, die des Feindes wurden groß und schmerzhaft.

Man war dem Feind in jeder Beziehung überlegen. Ueberhaupt war der Feind die Schmachtmittel selbst. Er hatte den Krieg aus langer Hand und ganz heimlich vorbereitet, war feige, brutal, mordgräsig. Der Feind mußte vernichtet und ausgerottet werden. Nur ganz selten und veranzelt las man einen Bericht, in welchem der Feind als tapfer erwähnt wurde.

Auf der einen Seite waren Engel, auf der andern Teufel. Weiß und Schwarz. Etwas anderes ließ man nicht gelten. Und doch mußte ein jeder Vernünftige wissen, daß das eine Lüge war.

Seit bald zwei Jahren ist der Feind demoralisiert. Seit zwei Jahren hat er seine letzten Wehren im Feld. Und noch der letzte Stoß steht, dann muß er fallen — das alles seit bald zwei Jahren. Und jeder Vernünftige muß wissen, daß das eine Lüge ist.

Das mußte wohl so in den Zeitungen stehen. Man mußte die Behauptungen im eigenen Lager hochhalten, man mußte den Feind als nichtswürdig brandmarken. Das ist menschlich, allzu menschlich und uralte. Gaben doch schon in der grauen Geschichte die Helden einander durch Schmähreden und Drohungen zur Wut und zum Mordlust gereizt.

Seit mehr als zwei Jahren sind Ton und Stimmung in den Zeitungen der kriegführenden Länder gleich geblieben. Nach dem ersten Aufbruch, den der Beginn der Feindseligkeiten mit sich brachte, ist keine Erleichterung eingetreten. Im Gegenteil. Die Erregung und der Haß der Völker haben eine blutige Reife erreicht, die in so ungeheurer Größe wohl nie bestand, seit der Weltgeschichte.

Die Zeitungen tragen den Haß in die entfernsten Bauerndörfer, auf weite Ferne Inseln, in die einsamsten entlegenen Berge. Sie finden überall einen Gedanken: Haß, verachtet die Feinde. Sie finden ein Wort: Vernichten den Feind.

Überall liegt man es. Der Haß ist übermächtig, das Volk, die breite Masse, ist blind und kritisch geworden.

Sicherlich gibt es Leute auch in kriegführenden Ländern, die sich ihr eigenes Urteil bewahren haben. Aber wie viele mögen es sein?

Blut und Rauch haben Erde und Himmel verhüllt. Recht und Unrecht, Gerecht und Ungerecht, hat sich dem Selbstverleugern in seiner brutalen Form. Der Wutruf hat groß und klein erfüllt. Als ein schmerzliches Fieber brennt er in allen, hat alle Begriffe und Bilder zerstört.

Heute fragt man sich mit Verwunderung: Gibt es wirklich drei, vierhundert Millionen Menschen, die in ein und derselben Wahndede leben?

Wie können Sie glauben, daß der Feind alle Schrecklichkeiten begeht, daß die eigenen Soldaten aber die Verbrechen begehen, daß der Feind eine Horde von Barbaren, von Räubern und Piraten ist, daß er aus purer Mordlust tötet, daß der Feind, der seit zwei Jahren dich und mich kämpft, demoralisiert und fahrlos ist?

Nicht müde werden die Zeitungen, den Sieg zu verkünden. Sie verkünden ihn mit hysterischem Eifer, der auf den Unheilvollen bestrebend wirkt.

Wissen denn alle diese Menschen

Die rumänische Armee.

Ein Artikel des Obersten des bulgarischen Generalstabs.

Die Wiener „Neue Freie Presse“ erklart in einem Interview, das der Oberst des bulgarischen Generalstabs, Marco Mikophorow, ihrem Vertreter in Sofia vor wenigen Wochen gewährte, folgendes: Meiner Meinung nach ist die rumänische Armee technisch nicht auf jene Höhe gebracht worden, wie sie die Anforderungen des Krieges seit 1912 erforderlich machen. Rumänien hat keine entwickelte Kriegswirtschaft, und es muß als fraglich bezeichnet werden, ob die Industrie in der Lage ist, wos sie ein reichhaltiges Ausrüstungsgegenstände und Kriegsmittel liefert, zu erzeugen. Rumänien dürfte diesen Mangel in nicht allzu langer Zeit zu spüren bekommen. Ein zweites Schwachmoment des rumänischen Heeres in diesem Kriege ist die mangelnde Kriegserfahrung. Die moderne rumänische Armee hat überhaupt noch keinen Krieg geführt. Denn 1913 ist sie kampftlos in unser Land eingedrungen. Sie sieht nun Truppen gegenüber, die in den letzten Jahren in wiederholten Kämpfen auf den verschiedensten Schlachtfeldern ein überaus reiche Kriegserfahrung zu sammeln in der Lage waren, überdies durch die Gewohnheit mehrjähriger Kämpfe geläufig und bis zum einzelnen Mann hinunter kriegstreu sind. Diese Schwächen der rumänischen Armee können meiner Ansicht nach nur dadurch kompensiert werden, daß Rumänien seinem rumänischen Bundesgenossen eine der rumänischen Armee weit überlegene Kraft zur Verfügung stellt. Ob Rumänien, dessen neuorganisierte Armee bereits so große Verluste erlitten hat, über solchen Reichum an disziplinierten Truppen für die rumänische Front verfügt, weiß ich nicht. Jedenfalls vertrauen wir fest auf unsere Kraft, die bei allen untern Ermüdungen die erste Rolle spielt hat.

Der Plan, mit dem die bulgarischen Truppen im ersten Anlauf die rumänischen Verteidigungslinien durchbrochen haben, kann uns mit Verwahrung für die Zukunft erfüllen. Weitere Schlüsse auf die kommenden Ereignisse und auf die künftigen Zusammenhänge dieser Teile jetzt zu ziehen, wäre verfrüht. Der Rumäne untersehe ich auch von unsern bulgarischen Soldaten dadurch, daß unser Soldat ein freier, aufrechter Bürger, der auch im Frieden über seines Schicksals ist, im den Kampf zieht, während der rumänische Bauer noch heute als eine Art Höriger auf der Scholle sitzt. Rumänien ist überdies ein Land mit einem außerordentlich hohen Prozentsatz an Analphabeten. Gerade dieser Krieg aber hat gezeigt, daß die intellektuelle Truppe auch immer die besten soldatischen Qualitäten entwickelt.

Das Gerächt der Wölfe.

Auf einem ziemlich isoliert liegenden Gehöfte, so berichtet eine russische Zeitung, wurden eines Winters die Bewohner durch die Angriffe von Wölfen förmlich belagert. Der Wirt, der deshalb die Nachbarschaft auf einen Wölfsjagd aus. Es erregten auch ein Dutzend einschüchternder Jäger, aber des Schneeeinschlags wegen mußte man an diesem Tage auf der Jagd ablassen. Die Jäger wussten aber auf dem Hofe über Nacht. Der Hof war ringsum von Weiden umgeben und hatte ein von starken Weiden geformtes Gatter. Einer der Jäger machte nun folgenden Vorstoß: Man sollte das Gatter weit öffnen, aber an jedem seiner Flügel ein starkes Seil daran befestigen, das auf ein gegebenes Zeichen das Tor zugezogen werden könne; dann sollte man auf dem Hof ein frisch gefallenes Pferd, das gerade vorhanden war, legen, die Jäger sollten sich an den Fenstern postieren und so die Wölfe erwarten.

Wie vorgefallen, so geschah es. Alle Lichter wurden bei Anbruch der Dunkelheit ausgelöscht, Weidenstille herrschte, und bald verklärte entfernte Geheul die Annäherung der Wölfe, die das Pferd aus weiter Entfernung witterten. Nach geräumer Zeit erschien ein angelegter WOLF an der Wirt. Schnuppernd und winnend schlich er mit großer Vorsicht näher, spähte überall umher, ließ dann auf das im Hofe liegende Pferd zu, beroh dasselbe von allen Seiten und schied dann, immer zurückhaltend, wieder hinaus zu dem Hof. Er schien ihnen seiner Fortsetzung Ergebnis mitteilen, dann alsbald trahie die ganze Schaar in den Hof und fiel über das Pferd her. Da schlugen die Vorflüge zu, Schiffe knallten von allen Seiten. Mit entsetzlichen Geheul hob die Meute auseinander, spahie nach Ausgängen, rasste hierhin, dorthin — umsonst.

Wichtig bildeten die noch Lebenden einen Kreis oder richtiger einen Rat, ein Gerächt — und nach wenigen Sekunden führten sie sämtlich auf ihren Führer und zerstückten den vermeintlichen Verdächtig. Nach vollogener Strafurteil liegen sie sch ohne weiteren Blickversuch niedergelegen.

Bedeutender Komposit.

Zum Ableben Friedrich Bernshelm in Berlin.

Mit dem in Berlin verstorbenen Friedrich Bernshelm ist ein Muster dahingegangen, der in Deutschland und namentlich in Holland nicht so bald unter die Vergessenen geraten wird. Die Anfänge von Bernshelm's produktivem Schaffen reichen noch in die Zeiten der Romantik zurück. Mendelssohn vor allem beherrschte seine Jugendjahre. Seinen ersten Ruhm holte er sich als Pianist. Am 17. Juli 1839 in Worms geboren, in Leipzig ausgebildet, hatte er als Klavierspieler schon früh von sich reden gemacht. Seine vielbewunderte Leichtigkeit, das elegante, perierende Spiel blieb ihm frisch bis ins hohe Alter. Bernshelm begann alsdann mit Erfolg auf dem Gebiet des prägnanten Klavierspiels zu wirken. Zunächst in Saarbrücken und in Köln als Lehrer am Konservatorium, dann in Holland als Direktor der Koninkliken Willems- und als Konzert- und Kammerorganist. Im Jahre 1890 wurde er nach Berlin über, wo er vierzig Jahre lang den Sternstunden seiner musikalischen Dirigente. Er wurde hierauf zum Senator an der Akademie und zum Vorsteher einer Meisterklasse für Komposition ernannt. Viele der jüngeren Komponisten haben sich bei Bernshelm Rat geholt, und gerne ist er jen mögliches, um Talenten, die die gebührende Anerkennung verweigert blieb, das Fortkommen zu erleichtern. In einem Sanatorium in Schlichtingen, wohin er sich, den Tod seiner tüchtig verunglückten Tochter betrachtend, zurückgezogen hatte, ist er vor kurzem gestorben.

Alle seine mit strenger Arbeit verbundenen Stellungen hinderten Bernshelm nicht, sich eifrig und mit Erfolg der Komposition zu widmen. Sein Lebenswerk ist ein überaus fruchtbares gewesen. Seine Schaffenslust und Erfindungsgabe stienen oft uner schöplich. Ein Aufenthalt in Paris im Anfang der 1890er Jahre durfte auf seine künstlerische Entwicklung bestimmend eingewirkt haben, bei weitem mehr aber noch eine Bekanntschaft mit Johannes Brahms, die man als das große Ereignis seines Lebens bezeichnen kann. An Brahms hat sich sein innerstes musikalisches Empfinden gelehrt, und das Studium des Hamburger Meisters brachte ihn auf Bahnen, die ihn von der Glätte der Mendelssohn'schen Schule weg und mehr auf selbständige Gedanken führte. Wirkungs so viel ehrliche Bewunderung wie in Holland hat man seiner Kunst entgegengebracht, wie ihm denn auch die Holländer als dem Direktor ihrer „Gesellschaft zur Förderung der Tonkunst“ viel Ehrentitel, z. B. „mande Keuring in Konzertwesen zu danken haben. Er wurde dort bald unter dem Namen „der holländische Brahms“ populär. Über auch in Deutschland befehlige sich sein Ruf, nachdem seine g-moll-Sinfonie von der Berliner Kgl. Kapelle zur Ausführung gebracht worden und Joachim die Berliner mit einem seiner Streichquartette bekannt gemacht hatte. Größerer Verbreitung erfreuten sich alsbald seine Chorwerke, von denen „Salamis“ und „Obins Meeresritt“, beide für Männerchor, Bariton und Orchester, unter die bekanntesten zu zählen sind. Von seinen Instrumentalkompositionen zeigen ihn drei weitere Sinfonien, ferner die beiden Violintonzerte, das Violoncello, die „Düsterläute zu einem Drama“ und manches aus seinen zahllosen Kammerwerken als einen Meister reinen Schlags, der ein beneidenswertes Formenempfinden sein eigen nennen durfte.

Trodenlegung der Zudersee.

Dieser Tage ist der zweiten holländischen Kammer ein Geheimgewand über die Abschließung und Trodenlegung der Zudersee zugegangen. Der Entwurf sieht die Ausführung der Werke vor, die vor allen Dingen notwendig sind, die Zudersee durch einen Abwehrdamm in einen Binnensee zu verwandeln. Dieser Abwehrdamm wird von der nordholländischen Küste durch das Amfleiddie nach der ständrischen Küste bei Ploam gehen. In zweiter Linie erfolgt dann die Trodenlegung von vier Teilen der abgeschlossenen See, nämlich im Nordwesten, Südwesten, Südosten und Nordosten. Die auf diesen trodengelegten Strecken zu errichtenden Werke für die Landesverteidigung werden durch ein besonderes Gesetz bestimmt werden, und ehe dieses Gesetz nicht angenommen ist, soll nicht mit der Ausführung der Abschließungs- und Trodenlegungsarbeiten begonnen werden. Die gesamten Kosten des Projektes werden ausschließlich der Verteidigungswerte auf 110 Millionen Gulden veranschlagt, wovon 68 Millionen auf den Abwehrdamm und 44 Millionen auf die Trodenlegung entfallen. Für die Ausführung der Arbeiten werden 15 Jahre in Anspruch genommen werden. Der Landgewinn soll das holländische Territorium um ein Drittel vergrößern.

— Im Tiergarten. U.: Sie, das Tier hat Sie blind gehabt!
B.: Wieso?
U.: „Als Kamel hat's nur einen Fud. Häit's das Ungluck gehabt, als Prometheus auf die Welt zu kommen, häit's nun bezaun geot.“

— Frenk. Rabame: „Mimmo, das ist aber doch ein ein bisschen stark! Sie haben ja jede Woche einen anderen Bräutigam!“
Nähin: „Ja, Madama, länger als eine Woche hält ja bei dem misercablen Essen keiner aus.“